

3. DER UNMÖGLICHE DIALOG

DAS INNERE ZWIEGESPRÄCH – WER REDET MIT WEM?

Kann man mit Gott reden als ginge man zusammen auf irgendeiner Landstraße und murmelt sich zu, was gerade einfällt? Als werfe man sich Worte wie Bälle zu, hin und her? Manchmal geht es um wichtige Fragen, die auf der Seele brennen, aber längst nicht immer. So dass man sich einfach in einem inneren Dialog wiederfindet, der beinahe von selbst beginnt und seine eigenen Themen, Wendungen und Ideen hervorruft. Eine Art Zwiesprache, die nicht unter dem Druck irgendeiner Erwartung steht, große Worte und Ergebnisse einzufahren. Und was bedeutet es, wenn einer, der sich als Atheist outet, sagt, das sei so ein Gespräch mit „Gott“? Selbst hartgesottenen Atheisten könne so etwas begegnen. Wer spricht da eigentlich mit wem?

Der Atheist kann und wird nicht für Gott sprechen wollen. Er spricht zunächst nur über den, der da auf der Straße geht. Das ist ein Mensch allein. Einen Gott nimmt der Atheist mit Sicherheit nicht an, der aus irgendeiner transzendenten Ferne zuschaut und sich im Gespräch auf der Landstraße im Inneren des Gehenden äußert. An beiläufige Offenbarungen glaubt er nicht. Ebenso wenig daran, dass Gott zu antiken oder zeitgenössischen Propheten spricht und diese zu seinem Sprachrohr macht.

Heißt das nicht, dass der Dialog mit „Gott“ überhaupt nicht stattfinden kann? Das heißt es nicht unbedingt. Unser Atheist, der auf der Landstraße geht und dieses merkwürdige Paradox klären will, hat Glück. Im Garten drüben spielt ein Kind. Sein Finger zeigt darauf. Er sagt: Schau mal, da spielt ein kleines Kind mit seinem Ball.

Das lässt sich so sagen. Aus Sicht des Kindes sähe alles anders aus. Das Kind spielt mit dem Ball, aber der Ball spielt ebenso mit dem Kind. Die Initiativen wechseln. Mal kommt der eine, mal der andere zum Zug. Immer geschieht alles zusammen und zur selben Zeit, in einem eng geknüpften Band von Aktion und Reaktion. Werfen und Fangen, Wegfliegen und Aufschnappen: Die beiden „Spieler“ überraschen sich, trennen sich nur kurz, um sich schnell wiederzufinden. Sie halten sich, möglichst lange, wie in einer lustvollen kleinen Kapsel. So toben Ball und Kind in ihrer eigenen Welt durch die große ringsumher – die sie über ihrem eigenen Spiel vergessen. Kind und Ball knüpfen eine gemeinsame Wirklichkeit, in der der Ball, der kein eigenes Leben hat, ebenso lebendig agiert wie das Kind. Sie baut auf Wahrnehmungen, physischen Interaktionen, Erwartungen und blitzschnellem, klugem Antwortverhalten auf.

Außerhalb dieser momentanen Gemeinsamkeit ist der Ball einfach ein Ball und nichts weiter. Es ist die Kommunikation, die ihn für einen kostbaren Augenblick zu einem Wesen auf Augenhöhe des Kindes macht. Eine Erfahrung, die ihre Kreise auch durch andere Welten ziehen wird. Die Unberechenbarkeit des Balles – hat sie nicht auffallende Ähnlichkeit etwa mit dem Verhalten der Katze? Auch sie kommt und geht, wann sie will. Oder mit den Fliegen, deren wilder Zickzackflug wie der Ball herumgeht und dennoch stets dieselben Strecken umkreist? Die kommunikative Welt des Spiels hilft dem Kind, Gemeinsamkeiten der Welt genauer wahrzunehmen. Besonderheiten zu erkennen, Ähnlichkeiten zu registrieren und Muster zu bemerken. Es lernt auf der Grundlage einer reaktionsfreudigen Gegenseitigkeit, mit Haut und Haar. Das gemeinsame Spiel – und nicht der Ball im Regal – setzt all dies in Gang.

Das Spiel ist ein Zauber Künstler: Alles verändert sich, was in den Raum dieser Gemeinsamkeit eintritt. Das Leben des spielerischen Moments verbindet und transformiert. Gelänge es Menschen, in dieser Weise dauerhaft miteinander zu kommunizieren, sie könnten Grenzzäune überwinden, sich rückhaltlos öffnen und einander anvertrauen. Lüge und Selbsttäuschung wären nur dann zu erwarten, wenn sie Teil des Spieles sind und deshalb spielerisch bleiben. Das Versprechen der vitalen Gemeinsamkeit wöge mehr als alle erlaubten Tricks und Täuschungen. So offenbart das kindliche Spiel eine Utopie der Kommunikation: die der äußersten Nähe und Gegenseitigkeit. Selbst, wenn dazu nur ein hohler, aufgepumpter Ball aus Gummi nötig ist.

Die Anwesenheit des Dialogs bedeutet die Anwesenheit eines anderen. In der Nähe und Gegenseitigkeit dieses Kinderspiels leben wir kaum, wenn wir miteinander sprechen. Unsere Worte verbinden und trennen. Niemand weiß so ganz genau, ob und wie der andere ihn versteht. Worte verschweigen zumeist mehr, als wir offen sagen könnten oder wollten. Viele sind portioniert und berechnet; aus gutem Grund lassen wir Vorsicht walten. Man sagt, was der andere verstehen soll, nicht mehr und niemals alles. Aufdrängen will sich kaum jemand, ausziehen niemand.

Diese Rollenspiele sind Teil der sozialen Interaktionsbedingungen, die keiner jemals unterschrieben hat. In den eigenen kommunikativen Welten hält sich jeder mehr oder weniger an diese eingespielten Abstimmungen. Sie bestimmen Ausschnitte, in denen gemeinsame Wirklichkeiten in und mit den Worten sichtbar werden. Die Worte ziehen uns längst nicht mehr in das Grenzen aufhebende Spiel, das das Kind und den Ball verbindet. Unbewusst handeln wir aus, wie weit und wie tief das Gespräch gehen soll.

Was hätten sich Gott und der Mensch – sei er nun Atheist oder lammfromm – unter diesen Bedingungen zu sagen? Fänden sie gemeinsam die bewegendsten Worte, die zumindest Anklänge an das Spiel hätten? Oder laufen sie nebeneinander her? Wohl angeregt palavernd, aber jeder in seiner Welt isoliert und im eigenen Schrittmaß. Keiner wechselt die Richtung. Reden als Zeitvertreib und ohne größere Ambitionen? Gesittet, nett, konfliktfrei – bei Bedarf auch ein klein wenig verstiegen, wenn nicht gar verlogen? Was können diese beiden mit Worten überhaupt kommunizieren?

Fast jeder, der spricht, bringt in das Gespräch ein, was physisch gar nicht präsent ist. Worte leben davon, Abwesendes zu symbolisieren und in die gemeinsame Gegenwart zu ziehen. Worauf man eben nicht mit dem Finger zeigen und sagen kann: Schau mal, da ist es ja! Worte leihen sich Wirklichkeiten aus. Für kurze Zeit.

Folgen wir einem Menschen, dem alles, was nun geschehen wird, freundlich und aufmerksam erklärt wurde. Er steht am Rande eines Parcours durch die schwärzeste Isolation. Sie beginnt mit dem würgenden Kloßgefühl im Hals. Er weiß, viele erleben das während der Einfahrt in einen Tomographen. Krebs oder nicht Krebs – seine Platzangst in der Röhre liefert sich einen Wettlauf mit der hintergründigen Todesangst.

Die Sonde umkreist den Körper. Sie setzt den Tanz der Atome frei – eine wahre technische Wunderwelt. Sie hat wenig Bedeutung für den, der jetzt einfach nur seinen Atem und den jagenden Pulsschlag beruhigen will. Das nuklearmedizinische Großgerät formuliert womöglich gerade ein Todesurteil – dummerweise das eigene. Der Mensch wartet. Auf ein Wort nur, das seine ganze Existenz im Griff hat! Auf den Freispruch – bitte!

Diese vielgestaltigen Wirklichkeiten sind durch und durch symbolisch präsent. Keines der erklärenden Worte stellt dar, was der Mensch erlebt. Der Krebs ist nicht im Wort und er ist nicht das Wort. Es ist das Wort, das Todesangst auslösen kann. Es ist das Wort, das erlöst, wenn die Diagnose gnädig ist. Der Tumor ist auch kein Bild. Die Tomographie übersetzt seine Wirklichkeit in eine technisch gewonnene Abbildung. Diese Bilder, Symbole und Worte sind in je eigenen Zeichenwelten verankert – hier etwa in medizintechnischen, ärztlichen, psychologischen oder persönlich geprägten. Sie müssen für sich und im Zusammenspiel analysiert, interpretiert, erklärt, eingeordnet, verstanden, kritisiert, angenommen und ertragen werden. Jeder dieser Schritte bringt eigene Sprachspiele ein.

Wirklichkeiten existieren für uns in einem kaum überschaubaren sprachlichen Netzwerk. Direkten Zugriff auf „die Wirklichkeit“ gewähren Worte nicht. Zauberworte, die in Wirklichkeiten eingreifen und sie nach Wunsch verändern, gibt es im Märchen. Was bedeutet das für den inneren Dialog, in dem Gott auftauchen kann? Der Atheist mag diese Frage erwartet haben. Er ist gut auf sie vorbereitet. Für ihn ist Gott seit Langem ein Wort unter vielen – eines, das der überbordenden Phantasie früherer Zeiten entsprungen ist. Ein traditionsgeladenes Wort also, ein spekulatives, ein letztlich irreführendes. Der Atheist befreit dieses Wort seit jeher davon, die Existenz Gottes zu belegen, für dessen Wirklichkeit einzustehen. Der Mund, der es äußert und der Grund, der ihn anleitet – das ist und bleibt ihm aufschlussreicher. Der anwesende Mensch und seine sozialen Verankerungen sprechen für ihn den eigentlichen Text.

Zu seiner großen Verwunderung, wenn nicht gar Enttäuschung muss der Atheist immer häufiger feststellen,

dass sich Theologen weigern, den Fehdehandschuh aufzunehmen. Der Zwist der Jahrhunderte, oft rabiat und Leib wie Leben gefährdend, bleibt aus. Viele Einsprüche betreffen lediglich Nuancen. Der Atheist reibt sich die Augen, was nicht allein beim Mönch und Professor für Pastoraltheologie Karl Bopp zu lesen steht: Die Zeichen, die die christliche Religion in Wort und Ritual nutzt, repräsentieren immer Abwesendes, Verborgenes, letztlich sogar Unfassbares. Gott und seine Heilsgewissheiten werden nie direkt, sondern immer nur symbolisch zugänglich. Er bleibt der Abwesende.³

Gott scheint sich im Reservat seiner Transzendenz in Sicherheit zu befinden. Für den Gläubigen ist er irgendwo, für den Atheisten nirgendwo. Ihre Differenz besteht somit in einem kleinen Buchstaben. Natürlich auch darin, dass der theologisch versierte Gläubige der Meinung ist, das jeweilig passende Wort, Symbol oder Ritual zu kennen, das eine stimmige Gotteserfahrung möglich macht. Der Atheist will und muss das nicht kennen. Ihm vermögen die kirchlich gelenkten Formen nicht ansatzweise zu ersetzen, was ein freies Gespräch und eine dialogische Begegnung eröffnen. Sakrament und Pastoralgepflogenheit verortet er in enger Nachbarschaft einer neurotischen Bevormundung. An diesem Punkt mag der Streit bis heute heftig und unversöhnlich sein.

Der Atheist hat es da viel leichter als der gebildete Gläubige. Der könnte die theologische Figur des abwesenden Gottes in die Debatte werfen, müsste aber wortreich erklären, wie dieser abwesende Gott dem Gläubigen zum Anwesenden wird. Der Atheist mag da leicht die Schulter zucken. Für ihn ist ein anderer, der an seinem inneren Dialog teilnimmt, durchaus abwesend. Er rückt im Dialog aber näher – so nahe, dass er eine eigene Stimme gewinnt, eine eigene Position einnimmt. Sie

kann unverfügbar sein und Überraschungen bergen. Das unterscheidet die dialogische Anwesenheit eines Abwesenden von einer reinen Projektion. Man malt ihn nicht, wie man gerade will. Man formt ihn – zumindest nicht zwangsläufig – nicht nach eigenen Wünschen und Erwartungen.

Vergleichbares wird mancher Gläubige vom Dialog mit seinem Gott behaupten, zumindest aber erhoffen. Woraus sich für uns, die wir der Seite des Atheismus zuwenden, die Frage ergibt, ob beide Positionen nicht eines verkennen: Dass sie in einem zentralen Punkt eigentlich vom Selben reden. Es geht um die Kraft des Dialoges, dem Anderen anspruchsvolle Präsenz zu verleihen. In diesem Sinne wäre Gott selbst für einen Atheisten, der es nicht mit Gott hält, eine Denkmöglichkeit. Durch einen wirklich freien Dialog wird sie in ein spontanes Spiel hineingezogen. Der Ball fliegt für einen Augenblick hin und her. Nicht nur Kinder spielen lebendige Spiele.

Nun dürfte wiederum der Gläubige unruhig auf dem Stuhl hin- und herrutschen. Er wird darauf beharren, dass es ja nicht um irgendeinen beliebigen Dialog geht. Sondern um den, der für Heilsgewissheiten und Gotteserfahrungen aller Art wichtig ist. Mit Kindereien, die wohl Spaß machen, aber ohne ernstzunehmendes Ergebnis bleiben, hätte das überhaupt nichts zu tun. Nicht selten ginge es doch um existenzielle und lebensentscheidende Fragen. Um Geburt und Tod, um Schuld und Vergebung, um Leid und Hoffnung. Das sei kein Spiel.

Für den Atheisten versteht sich von selbst, dass keiner der genannten Horizonte ein Privileg des Religiösen darstellt. Religiöse Traditionen mögen die Rhetorik von Leben und Tod, von Schuld und Sühne bedeutend ge-

prägt haben. Nicht selten hat das zur Vernebelung und Verniedlichung von existenziellen Grenzsituationen beigetragen. Kirchliche Rhetorik stellt ein traditionsreiches, mitunter sehr ambivalent wirkendes Balsam her. Hier mag es als Sedativum hilfreich sein. Dort verführt es zum kleinen Rausch über den Dingen und Abgründen. Sieht das dann nach einem echten Dialog aus?

Wo und in welcher Sprache stellen sich denn heute Fragen, die den Boden unter den Füßen wegziehen? Der Zeigefinger des Atheisten muss nicht lange suchend herumkreisen. Er zeigt geradewegs auf unseren Tomographen und den Patienten, der innerhalb weniger Minuten die Hölle, vielleicht auch den Himmel erleben wird. Was immer ihm jetzt dialogisch zur Seite stehen kann, wird zum Hoffnungsschimmer.

Darf oder muss der Leidende dafür seine Situation so gründlich verkennen? Abgrundtiefe Befürchtungen in Glaubensgewissheiten umdichten? Seine bohrende Angst auf den Altar legen mit der Bitte, nun möge allein Gott es richten? Ein atheistischer Zuschauer könnte all das nicht Dialog nennen. Er würde es unter andere Begriffe einordnen; eventuell unter die Tranquilizer, die die Zeit in der Röhre erträglich machen sollen und gern verordnet werden.